Heimat Montafon. Eine Annäherung

Andreas Rudigier (Hg.)

Sonderband 4 zur Montafoner Schriftenreihe

Titelbild: Absenkung des Lünersees, um 1925
(Bild Vorarlberger Illwerke)

© Schruns 2007
ISBN 978-3-902225-29-0

Herausgeber der Montafoner Schriftenreihe
und der Sonderbände:
Heimatschutzverein Montafon
Dr. Andreas Rudigier
A-6780 Schruns, Kirchplatz 15
museen@montafon.at

Gestaltung, Satz, Bildbearbeitung und Herstellung:
Grafik-Design Frei
A-6710 Nenzing, Bundesstraße 55

Inhalt

Vorwort 9

Peter Bußjäger
Die Wurzeln der Heimatschutzbewegung
und ihre moderne Bedeutung 15

Franz Valandro
„Blut und Boden und die deutsche Heimat ..." –
Die Heimatschutzbewegung und
der Nationalsozialismus 35

Peter Strasser
Montafon: Auf der Suche nach
der „Eigenart" des Tales 47

Renate Huber
Heimat und Identität – Ein emotionsgeladenes
Thema aus zeitgeschichtlicher Perspektive 99

Edith Hessenberger, Michael Kasper
„Die Sicherheit und Geborgenheit hier herinnen
kann manchmal auch erdrückend sein" –
Lebenswelten junger Menschen im Montafon 137

Bruno Winkler
Asyl im Heimatmuseum – Geschichten vom
Gehen, vom Kommen und vom Warten 167

Andreas Rudigier
Der Heimatschutzverein Montafon.
Ein Beitrag zu seiner Geschichte 177

Bernhard Tschofen
Häutungen eines Kultur-Fossils?
Das Heimatmuseum in seinem zweiten Jahrhundert 225

Franz Rüdisser
Nüt för uguat – Mundart und Mund-Art 249

Bruno Winkler
Heimatschutz im Transitraum Montafon – Aspekte
zu 100 verflossenen und bevorstehenden Jahren
einer ehrwürdigen Einrichtung 271

Anhang 287

Autorinnen und Autoren 287
Bildverzeichnis 290
Register 292
Montafoner Schriftenreihe 300

Nüt för uguat – Mundart und Mund-Art

Franz Rüdisser

In den Statuten des Heimatschutzvereines verpflichtet man sich, die Sprache, die Mundart des Tales zu pflegen. Auch zu schützen?

Wie pflegt man Mundart? Adolf Vallaster, seit vielen Jahren verantwortlich für den Arbeitskreis Mundart im Vorarlberger Autorenverband, hat auf diese Frage meist eine kurze Antwort: Kranke müsse man pflegen. Unsere Mundart sei nicht krank. Schreiben habe ein anderes Ziel.

Dem gegenüber steht die Tatsache, dass viel mundartliches Wortgut im alltäglichen Sprachgebrauch schrumpft, dass sich die regionalen Dialektversionen immer mehr angleichen, differenzierte Bedeutungsinhalte mundartlicher Ausdrücke verloren gehen. Nicht wenige, die diesen Schwund eines wertvollen Kulturgutes bedauern, die fürchten, dass unser Dialekt schon sieche, zum Sterben verurteilt sei.

„Jede Region liebt ihren Dialekt", sagt Johann Wolfgang von Goethe, „sei er doch eigentlich das Element, in welchem diese Seele ihren Atem schöpfe." Sind wir in Gefahr atemlos zu werden?

Einer Art Bestandsaufnahme zum Hundertjährigen sollte die Lesung „Nüt för uguat" am ersten Adventsonntag 2006 im Sternensaal dienen. Eingeladen waren Autorinnen und Autoren, die im Montafon leben und im Dialekt schreiben. Im Stil und im Inhalt eine große Bandbreite von Texten. Gedichte in traditioneller Form neben Experimentellem. Prosa und Lyrisch-Poetisches, Gereimtes und Ungereimtes. Erinnerung-Bewahrendes und Texte, die Neues (ver)suchen. Ein

Biedermann'sches „Nüt för uguat". Ein literarisches „Anything goes". Eine montafonerische Moment-Anthologie. Anthologie wörtlich: Blütenlese.

Passend dazu die musikalische Einbegleitung durch die drei jungen Musiker Martin Vonier, Hans Georg Morre und Peter-Paul Dörler. Martin Vonier textet und singt[1]:

Sägen üs a Liad, sägan üs a Thema.
Tuan eu net schema, miar tuan des sicher net.

Zeitgemäße Museen haben zwei Aufgaben: Erinnerung bewahren und dem Neuen in die Welt helfen.

Manfred Dönz hat sich um das Bewahren schon sehr verdient gemacht. Seine „Muntafuner Wärter, Spröch und Spröchli" (veröffentlicht in der Montafoner Schriftenreihe) sind eine Fundgrube. Auch in seinem neuen Büchlein „Vielerlei – Allerlei" geht es um seine Erinnerungen, oft mahnendes Erinnern, seine Sorge um Natur und menschliche Werte.

Om un om ischt alls nöbler, schöner und bequemer
Und d'Lüt hon fascht alls, nu sen si net zfredner

Si können sich nömma freua, was ischt nôch zom erwarta
För Zukunft gits leider net nu guati Karta

Om ds Läba z'meschtera müan mir üs selber a dr Nasa ne
Ma muas des Gspiel vergessa, allig und öberall nu me

Wenn er die Namen von Bächen im Montafon aufzählt, dann geht es diesem Wortbewahrer auch um unser rätoromanisches Sprachgut. Auf Genauigkeit im Sprachgebrauch, die Möglichkeiten, die Mundart bietet, verweist der ehemalige Lehrer ebenso:

1 Bei den hier zitierten Mundarttexten wurde die Schreibweise der Autorinnen und Autoren übernommen.

Wasser flüßt, rinnt
Tröpflat, zischt und ruschat
Tschuderat und tschüderlat
Stübt, sprudlat, gudlat
Rislat, gischtat, tosat
Sprötzt, platscht und netzt
Quillt ...

Weit mehr als die Hochsprache kennt die Mundart onomatopoetische Wörter, diese wunderschönen ‚Lautmaler'. Ist es deshalb, weil sich die Mütter wohl immer schon bemüht haben, sich mit ihren Kleinkindern auch lautmalend zu verständigen? Nach neueren Untersuchungen können schon Säuglinge, nur wenige Tage alt, den Unterschied zwischen zwei Sprachen bemerken, darauf reagieren (Spitzer).

Heinz Bitschnau liebt seine Muttersprache. Beherrscht Rhythmus und Reim. Purist ist er, was den Klang seiner Montafoner „Wart und Wärtli" anlangt. Für ihn haben die ‚alten' Worte oftmals eine fast mystische Bedeutung, zaubern und verzaubern, sind Quell. Durch die Gedichte in seinem Buch „Muntafuner Kriasi" „seien alle, die nun durch die Seiten stapfen, an dieses Urtypisch-Montafonerische erinnert, das aus seinen tiefgründigen Wurzeln in unsere Zeit wirkt". Erinnerung bewahren ist ihm Auftrag, besonders Erinnerungen an eine bäuerliche Lebenswelt, die im Verschwinden ist.

Ur- Muntafuner

Zaspa, zabbla, zemma-heba,
zangga, zefla, zofna do –
halt för Hus und Hemat läba,
met da Veher Fröda ho.

Öpfel, Bira, Kriasi möga,
Obstler, Kriasner zita-wis,

fließig, flingg und fruatig rega –
all zwä Sömmer etschas Klis.
Holza, heua, streuna, loba,
willig, wärchig do und därt –
grad met bedna Hen ertoba,
wenn a Brehma lästig wörd.

Unversehens aber steht der „Ur-Muntafuner“ auch für einen wehrhaften Menschenschlag, der alte Werte und Tugenden vertritt, der sich dem Neuen – vielleicht sind es ja nur „Spärgamenta“! – nur mit aller gebotenen Vorsicht nähert:

Klar und dütli äspliziara,
was mr sen und was mr hon
und des Äga ästimiara,
wo mr nohert grota lon.

Gära Schnitz und Biara gschenta,
süaßi Wibeer etscha-n-o,
bi da neua Spärgamenta
frögla, wöögla z’erst aso.

Dam Regiara d’ Stirna büta,
vor da Herra ahi stoh –
i da läda, härta Zita
Kräbl a da Trätter ho.

Wie wichtig dem Wort-Bewahrer Heinz Bitschnau das Erinnerungs-Bewahren ist, zeigen nicht nur seine detaillierten gedichteten Beschreibungen von bäuerlichen Arbeiten im Jahreslauf. Wie sie früher waren. Vom Meia, Zetta, Wällna, vom Henzna und dann vom I-Tua ist die Rede, aber auch vom Mista, von der Gülla-Benna und vom Ste-Karra. Wie er das alles noch erlebt hat. Vergleicht mit heute: „Bühel-Burna 1950“ und „Bühel-Burna 2000“. Im Schrunser Heimatmuseum finden die Besucher bei vielen Objekten, Gerätschaften Gereimtes und Besonnenes von ihm:

dr Pfanna-Knächt

er hebt
des Häß,
vo Buacha-Gluat

er ninnt's
und
tregt's wia's sei-

er wiß'
er wäß,
was besser tuat

und blibt ganz still drbei ...

Bei dieser Blütenlese zum Museums-Hunderter wurde auch jenen verstorbenen Heimatdichtern Referenz erwiesen, die für die Mundart-Literatur oft bahnbrechend waren. Gerda Bitschnau lieh ihnen ihre Stimme. Eine besondere Kostbarkeit ist dieses Gedicht von Franz Josef Tschofen:

Missverständnis

Wie oft hot mir mi Mueter g'sed:
„Ei Französ, lueg ka Wiber a!"
„Biwahr mi Gott, das tue-n-i net,
a Meiggi lueg-i lieber a!"
Jetzt ist sie fast verlega gsi
und seht zam Ätti: „Lueg i wett,
a-n-Uschuld ist halt no der Kli,
do siehst jo, er verstoht mi net."
Drof bi-n-i wädli ganga
zam Schätzli müslistill –
i ho's jo net verstanda,
was d'Mueter vo mer will.

„Alemannischen Geschichten“ von Johann Peter Hebel, 1803 gedruckt, sind so etwas wie eine Geburtsstunde der Dialektdichtung. Das Gedicht von Tschofen wurde 1846 von Adolf Pichler in einer Gedichtsammlung „Frühlieder aus Tirol“ veröffentlicht. „[...] geschrieben im Montafoner Dialekt, darf es das erste Mundartgedicht genannt werden, das in einer Gedichtsammlung erschienen ist“ (Lingenhöle/ Wirthensohn). Es ist aber leider das einzige des gebürtigen Gaschurners Tschofen, das er uns hinterlassen hat. Als er es schrieb, war er Student in Feldkirch. Feierte 1849 Primiz, war Gymnasialprofessor im fernen Siebenbürgen, wo sich seine Spuren verloren.

Der Titel der Veranstaltung im Sternensaal war von Johann Baptist Biedermann ausgeliehen: „Nüt för uguat“. Er ist und bleibt ein Großer der Mundartliteratur im Tal. Seine 1897 erschienenen „Gedichte in Montavoner Mundart“ sind ganz der damaligen Tradition verpflichtet, formal dem Reim, der Strophe, dem festgelegtem Metrum, inhaltlich berichtet er „G’sellschaftlis, Gschichtli und Andersch“, viel über „D’ Liabi“, ein paar Verserzählungen. Rechtsanwalt in Bludenz war er, aber „Paragraphengestank verpestet meine Seele“. Dass er sich als Holz- und Viehhändler, aber besonders als Geselligkeit pflegender Taubenwirt in Schruns wohler fühlte, kann man gut nachempfinden, wenn man seine gesammelten und hinzugedichteten „Gsätzli“ liest. Manche davon klingen auch nach mehr als hundert Jahren noch sehr aktuell:

Schwarzi und Roti
strittan om d’Wält,
um Hell net und Himmel,
bedi nen ds Gäld.

Oder auch dieses:

Luag wia sie därt
weder da Gäldseckel schwingan,

und of a Neus
da Deifel fresch dingan,
was fohan denn d's Deifels
o dia hüt noch a –
no, wäscht,
des schie... Wähla got jätz
weder a.

Das romantische Lyrikverständnis des 19. Jahrhunderts wirkt bei den Mundartdichtern noch weit bis ins 20. Jahrhundert hinein. Reim und festes Versmaß waren Pflicht. Auch die Inhalte waren weitgehend jenen gleich, welche die Literatur der Romantik dominierten: Lob der Heimat, ihres Brauchtums und ihrer Feste, Bewunderung einer heilen Natur im Kreislauf der Jahreszeiten, Schilderungen dörflicher Idylle und der kleinbäuerlichen Welt – oft vermischt mit einer nicht zu knappen Prise Moral. Lebenshilfe durch den Hinweis auf Gott und Religion. Humoriges wurde von den Heimatdichtern allerdings auch erwartet. Allzu- und Zwischenmenschliches, heiter, scherzhaft.

Otto Borger ist dieser Tradition noch sehr verbunden. Ein guter Teil seiner Texte stammte aus seiner – wie er es nannte – „lustigen Schublade": Beschreibt Originale, reimt manchmal Witz-Erzählungen, spart nicht mit gutmütigem Spott über die kleinen Schwächen seiner Mitmenschen.

Schad oms Züg

D' Fini met dr scharfa Zunga
tuat im Acker d' Setzlig dunga.
In ra alta Blächbazida
tregt dr Ma met viel Verlieda
för dia Pflanza d' Hüsligülla.
Dia teu guat dr Zwäck erfülla.

D' Arbat ist ihm drom net z'viel.
Emol schlipft er, fast am Ziel.

Ds Gwicht hot ihn an Boda zoga.
Der Verschluß ist ußer gfloga.
D' Gülla ist i d' Bünta gflossa.
Meh as ihn hot's ds Wib verdrossa.
„Jätz hon miar", rüaft sie verbissa,
„wochawis vergäbas gschissa."

Der strenge Rhythmus, die Strophengliederung, wohl auch die mundartliche Klangfarbe der traditionellen Texte luden zur Vertonung – im „Volkston" – ein und wurden so zum Liedgut. Bruno Wiederin hat Dutzende seiner Gedichte im Montafoner Dialekt selbst vertont und einige weit über das Tal hinaus bekannt gemacht.

Seit es im Ländle „groovt" und eine junge Musikergeneration ihre Mundart als Ausdrucksmittel entdeckt hat und damit „boomt", zeigt sich ein interessantes Phänomen. Viele alte Inhalte tauchen jetzt ‚bluesig, rockig und rapig' wieder auf: „Nichts Schöneres als unser Ländle gibt es auf dieser Welt! Nur hier lohnt es sich zu leben" – Glaubs!

Wenn in diesen mundartlichen Texten ein „mir warn in ..." gesungen wird, „dann tut das schon ein bissele weh". Bei allem Verständnis für die Veränderung der lebende Sprachen unterliegen, der nicht aufzuhaltenden Angleichung der Dialektvarianten aus den verschiedenen Regionen – es bleibt ein Wunsch: Retten wir unser identitätsstiftendes „gsi"!

Sprachentwicklung kann nur sehr begrenzt gesteuert werden. Sie ist ein lebendiger Prozess und durch die Auflösung oder Durchmischung der traditionell geschlossenen Gruppen, aber auch durch die Massenmedien hat sich dieser Prozess sehr beschleunigt.

„Menschen sprechen mit anderen Menschen und Sprachentwicklung findet immer in der Gemeinschaft statt" (Spitzer). Wir werden hören, wohin sie steuert.

Andererseits zeigen gerade auch viele der musikalischen Neuschöpfungen, welche Kraft, welche Lebendigkeit und Kreativität in unserer Mundart steckt. Wie sich einerseits mit Sprachmodulen spielen lässt, andererseits wie tiefernste genauso wie witzig-intelligente Inhalte sich in Dialektballaden und Liedern umsetzen lassen.

Eine prägnate Veränderung der Inhalte in der Dialektliteratur setzt Ende der sechziger und mit Beginn der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts ein. Wohl nicht zufällig die Zeit der kritischen Liedermacher. Es ist die Zeit, in der sich auch in der Bildenden Kunst die Moderne bei breiten Publikumsschichten durchsetzt und Anerkennung findet (Millet). Mundartschreibende nehmen sich sozialer, politischer Themen an, kritisieren gesellschaftliche Zustände, spiegeln, protestieren, prangern an. Da werden aktuelle Ereignisse aufgegriffen, das Schicksal von Menschen am Rande der Gesellschaft, Vereinsamung, Alter und Krankheit ebenso thematisiert wie Fremdenangst, der Umgang mit Verfolgten, mit Gewalt und Missbrauch. Lyrik hat eine gesellschaftskritische Aufgabe. Auch die Mundartlyrik hat „Sand ins Getriebe" zu streuen. Gerade weil Mundartautoren „dazu gehören", für die Ihren schreiben, können sie zu Seismografen einer Region werden. Fern jeder Denkmalpflege hat Schreiben in Mundart die Chance, sehr genau auf Entwicklungen unserer Umwelt zu reagieren. Autoren möchten gehört werden.

Ingrid Verzetnitsch-Baxa ist als Kind ins Montafon gekommen, hat Mundart angenommen. Hat später Germanistik studiert und unterrichtet – und den Montafoner Dialekt als literarisches Ausdrucksmittel entdeckt. Traditionell in der Form greift sie in ihren lyrischen Gedichten immer wieder aktuelle Themen auf.

As langat net!

Bald giit's meh Auto as wia Lüt.
Und's langat net. As nötzt alls nüt:
Ees bruucht d'r Maa, ees bruucht as Wiib,
sos hon se allig Striit und Kiib.

Ees bruucht as Meiggi, ees d'r Buab,
sos isch bi Tag und Nacht ke Ruab.
Und allig wiit'r goht des Gfrett:
Mullkübel langan eefach net.

Wia schlecht isch d' Luft! As stirbt d'r Wald ...
Des loht dia ganze Menschheit kalt.
Jetz send m'r net bös, liabe Lüt all mötnand:
Was wörkli net langat, isch üs'r V'rstand !

Mundart ist Mutter-Sprache. Mundart berührt. (Ist Schriftdeutsch Vatersprache?) Emotionales lässt sich oft stimmiger, gemütsnäher im Dialekt sagen. Ingrid Verzetnitsch-Baxa liebt die Natur, erspürt Stimmungen. Der Wandel in der Natur wird zum Symbol des menschlichen Lebens. Abgefallene „Herbschtblättr" regen existenzielle Fragen an.

Isch üsr Lebbasbüachli endr
oo scho so magr as wia dr Kalendr,
odr send dächt zam Glück of d' Länge
no Blättr vorhanda, a ganze Menge?

Helene Rüdisser hat beim Schreiben in Mundart ihre sprachlichen Wurzeln, den Lustenauer Dialekt, wieder entdeckt. Seit vielen Jahren im Montafon zu Hause, verwendet auch sie die Sprache ihrer Mutter als literarische Sprache, als eigenmächtiges Ausdrucksmittel, als „Element, in welchem die Seele Atem schöpft" (Goethe).

Wurzlbodo

d Wurzla
vom Dialäkt
wurzland
uf om Wurzlbodo
vr Muottrschprôôch
do Klang in Ouora
graabo
suocho
hüsla
Wörtr vo frühr
und vo hütt
vrmioscho
arfiondo
läoba lau

Alle Autoren, die in Mundart schreiben, haben ein Problem gemeinsam: die Verschriftung. Am Text „Wurzlbodo“ wird das deutlich. Die Montafonerin, jeder Nicht-Lustenauer kann zwar bei einigem Bemühen den Inhalt verstehen. Der Bregenzerwälder, der einen Text im Montafonerischen liest, hat die gleichen Schwierigkeiten. Was dem Lesenden entgeht, ist die Melodik, die Klangfarbe dieser Sprache, die sinnliche Erfahrung eines eigenen und eigentümlichen Rhythmus. Stöckli spricht von der „Ratlosigkeit des inneren Ohres“. Dialekt ist eine Hörsprache. „Beim Dialekt fängt die gesprochene Sprache an“, bezeugt Goethe. Verschriftung ist Verfremdung.

„wie geht sie die redeschreibe mit den wörtern der dorfsprache?“ fragt Walter Buder. Für die typischen Lautwerte des Dialekts finden sich keine entsprechenden Schriftzeichen. Literarische Texte in Lautschrift wären kurios und brächten keine Lösung. Man muss es zur Kenntnis nehmen: Beim Aufschreiben von Mundarttexten für Leser geht viel lautmalende Farbe verloren.

„Je mehr Kunst-Literarischheit in den Texten steckt, desto deutlicher werden die Hürden“ (Stöckli). Die Hürden, mit Mundart-Texten den Leser zu erreichen, sind gemeint. Mundartautorinnen und -autoren müssen Ansprüche an ihre Leser stellen.

Viele Autorinnen und Autoren, die sich – auch – in der Mundart versuchen, erfahren: Hochsprache und Dialekt sind ganz verschiedene Medien. Es gibt literarische Gedanken, Einfälle, die lassen sich nur in der Hochsprache authentisch ausdrücken. Andere verlangen Mundart. Es ist ein Missverständnis, dass anspruchsvolle Texte in der Schriftsprache einfach in den Dialekt übersetzt werden können. Umgekehrt genau so. Ich kann den Inhaltsaspekt eines lyrischen Dialektgedichtes in der Hochsprache erklären. Aber es ist dann nicht mehr dieses Gedicht.

„Mundart besteht auf Eigenständigkeit. Mundarttexte wirken fremd, sind in Opposition zur Schriftsprache“, sagt Stöckli. Hochsprache und Mundart, jede dieser Sprachen hat eigene Qualitäten. Mit jeder, genützt in ihrer Eigen-Art, lässt sich Literatur machen. „Auf Dichtung in Mundart sei nicht zu verzichten; sie bereichere, diversifiziere, falte aus, verfeinere und vergröbere unsere deutschsprachige Belletristik.“ (Stöckli)

Literarische Mundart ist nicht geschwätzig. Es ist die Krux vieler Gelegenheitsdichtung im Dialekt, dass der vermutete Reimzwang zu vielen Füllwörtern, inhaltslosen Aussagen, verzichtbaren Textzeilen führt. „Reim di odr i friss di.“ Reim frisst tatsächlich oft den Text. Nicht im Dialekt dichten, mit dem Dialekt dichten muss Ziel sein.

Wer mit möglichst vielen Worten möglichst wenig sagen kann, der eignet sich – um ein Vorurteil zu bedienen – vielleicht zum Politiker. Aufgabe der Literatur – und hier insbesonders der Lyrik und Poetik – ist es, mit möglichst wenigen Worten möglichst viel zu sagen. Von Helene Rüdisser gibt es einige solch

minimalistische lyrische Texte. Texte, die den Hörer oder Leser als beteiligten Partner brauchen. Texte, die Freiraum zum eigenen Bild, zum Kontakt mit eigenen Gefühlen lassen. „Das Gedicht ändert sich unmerklich, wenn es sich mit dem Ich des Lesers füllt", sagt Hilde Domin. Und weiter: „Und auch die eigene Erfahrung des Lesers bekommt etwas von der Farbe des Gedichts, wird stärker, bunter, anders [...]"

Der für uns
Blut geschwitzt hat

Böterli vom Nuschtr
riesland
übr
Kilchobank

all widr
und widr
bich d Angscht
houo gôht

(Ausnahmsweise sei MontafonerInnen gesagt, dass der „Nuschtr" ein Rosenkranz und „Böterli" seine Perlen sind.)

Einen höchst originellen Umgang mit Dialektsprache hat Heinrich Pfanner in vielen seiner Texte angewendet. Er hat besondere Antennen für Eigenheiten der Montafoner Mundart entwickelt. Vielleicht gerade deshalb, weil er im Tal daneben aufgewachsen ist. Weil dem Dazugekommenen Eigen-Arten auffallen, denen der hier Hinein-Geborene keine Aufmerksamkeit schenkt. Heinrich Pfanner spielt gern und sehr ernsthaft mit der Sprache. Nützt seine große Musikalität. Verwendet oft die traditionelle Versform, genauso selbstverständlich auch antike Odenformen, variiert nach festgelegtem Metrum. Marterlsprüche erfindet er – in Hochsprache – neu, den Dialekt nützt er – nüt för uguat! – für humorige „Gstanzln".

Marent, Marent,
a Kerzli brennt,
jetz brennt dr ganze Kranz
und jetz noch ds Huus vom Franz

Dem traditionellen Jambus-Vierzeiler lässt er den Vers im Dreiertakt – Daktylus – folgen:

Brüaderle und Schwösterle
studiaran 12 Semesterle,
denn höran bedi of. Warum?
Sie sen zom Lerna halt o z dumm!

Manchmal klopft er die Dialektwörter nur auf ihren Rhythmus hin ab. Stellt sie nach ihrer Brauchbarkeit für eine Rhythmusfolge von expressiver Kraft zusammen, die sogar körperliche Motorik aktivieren kann. Inhalt ist dann nicht so wichtig. Oder nur hintergründig. Ein Unterhaltungswert, der von Dialektliteratur oft erwartet und gefordert wird, ist hoch. Wenn er „Muntafuner Usdrück" antreten lässt, Trochäus und Daktylus den Takt geben, dann ist das ein intelligentes Vergnügen, von köstlich unernster Ernsthaftigkeit.

Klepfa
Kluppa
Kilkaplatz
Henza
Hasla
Hosalatz

Schlargga
Schläpfa
Schmuttera
Gschnädr
Gschlüdr
Guttera

Margat
Maasbild
Muattera
Runzla
rüßig
Rächazah

märscha
matschga
Malafiz
Örla
ögla
Öpfelschnitz

Röfi
Rodel
Rosmarie
schita
schilha
schißdrdri

Seit den frühen siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts tauchen auch im Mundartgedicht die typischen Merkmale – freie Verse, Zeilensprung, Einwort-Takt, Polyrhythmus – einer zeitgenössischen Lyrik auf. Allerdings wird nicht jeder Text, auch wenn er sich durch die Schreibweise – Zeilenanordnung, Einwortzeilen, Enjambement, Strophenform – als Gedicht tarnt, damit schon zum Gedicht. Wie auch jeder andere Text erst durch Qualität literarisch wird. Was also darf man von einer Poetizität bei nicht-traditioneller mundartlicher Lyrik erwarten? Dasselbe, das man von einer Poetik in der Hochsprache fordert.

Gute Lyrik zeichnet sich durch eine nicht alltägliche Sichtweise auf ein Thema aus. Lebt von der Kraft eigenwilliger, überraschender Bilder und hütet sich vor jedem Klischee. Die Autorin muss neue Bilder, neue Metaphern finden und

nicht nur die Bilder von gestern immer wieder umhängen. Irritiert die Sichtweise, ist das erwünscht, eine Aufforderung zur Assoziationsbereitschaft. Die Hörerin, der Leser wird zum Mit-Autor, zur Mit-Seherin. Sie findet Zusammenhänge, Hintergründe, die dem Autor vielleicht gar nicht bewusst waren. „Die Sprache weiß mehr als ich", sagt Hilde Domin. „Die Metapher ist klüger als ihr Erfinder", postuliert der Literat Heiner Müller. Und „das Sehen bringt neues Denken und das Denken neues Sehen mit sich". Darauf machte Gotthold Ephraim Lessing aufmerksam.

Lyrik in der Schriftsprache schreibt Doris Zink vorwiegend. Wie diese entsprechen auch ihre Mundarttexte einer wichtigen Forderung der Poetik: Mehrdeutig, vieldeutig soll das Gedicht sein. Nicht zum Drüberlesen. Zum Verweilen einladen. Mehrmals möchte es gelesen werden.

Nojo,
wenn dr Mo
dor d Feschtrladaklappa
i mi Bett z schlüfa kem,
könntr met mr schlofa.

Und
wenn d Sonna
of dr Loba
vör albig blib,
teti mr z Krüz drof lega.

Und
villiecht tet mr Poscht
Tintaherzli dora Türschpalt schtecka,
wenn dr Näbl
net usvrschtrackt ofm Schwellr wer.

Wenn im Gedicht ein Gefühl für Sprachmelodie, für Rhythmik, Sensibilität für den „Lautzauber" (Stöckli) erlebbar wird, das

Ringen um den treffenden Ausdruck und um Präzision hör- und sichtbar wird, so sind wichtige Qualitätskriterien erfüllt.

A Lobblatt a äschpis,
a äschpis Löbli möcht i si.
Albig am Ascht blieba –
tenzla därt
flattrla im Luft
und zittra vor Luscht
bis schpot i Zit.

Und denn
ahr keia of a Boda,
of di alt Erd.
Schtill ihischlüfa
und ruaba – weich ruaba
bis zom Gruana.

Wer diesen Text von Doris Zink versucht, ins Hochdeutsche zu übersetzen, wird möglicherweise entdecken, wie schwierig das ist, was hier alles verloren gehen könnte. Die Nicht-Übersetzbarkeit von Mundarttexten in eine andere literarische Sprachform ist durchaus ein Gütesiegel.

Wer in Mundart schreibt, schreibt immer für einen sehr begrenzten Kreis. Er schreibt für die Seinigen. Und er muss bescheiden akzeptieren, dass diese Grenze der Reichweite nur schwer zu überwinden ist. Mag sein, dass die Auflösung der staatlichen Grenzen, das Leben in immer größeren und unübersichtlichen Einheiten als Gegengewicht die Rückbesinnung auf das Regionale fördert. An der Mundart erkennt man die Seinigen, erkennt man, wer dazu gehört. Wir alle haben heute nicht eine, sondern viele Identitäten. Mundart ist für die, die sie sprechen, eine der wichtigen. Sie trennt oder verbindet. Texte in Mundart haben oft Rätselcharakter. Wer nicht weiß, dass der „Greetsch“ ein Eichelhäher ist, wer nicht weiß, dass

dieser Vogel als „Clown des Waldes“ viele andere Vogelrufe imitiert, der wird meinen Text eben anders lesen.

dunklgrüa

suach met miar
de dunklgrüana tag
amsel-liadli will
dr schenka
margatsunnahäll
und im moder
alter schtunda
suacht an greetsch
sin ägna to

Der Philosoph Ludwig Wittgenstein sagt: „Sprache ist immer auch Lebensform und schließt das Sich-Verhalten zur Umwelt und insbesondere zu anderen Menschen mit ein.“ Ein Heimatschutzverein tut gut daran, einer identitätsstiftenden Sprache im Tal auch weiter Aufmerksamkeit zu schenken.

Mundart war zuerst da! Die Schrift- und Standardsprache ist eine spätere, vereinheitlichende, künstliche. Mundartautoren, die traditionell Schreibenden und die der Moderne verpflichteten, müssen den Dialekt nicht retten. Sie haben die Aufgabe mit guten Texten auf diesen kulturellen Wert hinzuweisen, zu bewahren und Neuem zum Leben verhelfen.

Im Text begegnen wir uns – der Schreibende und der Lesende, der Sprechende und der Hörende, der Autor und der Interpret.

du
min text

nakkiga schikk
ich dich

i d wält
mäntili

hängan diar
dia andara om

Literatur

Domin, Hilde (1997): Wozu Lyrik heute.
Frankfurt a. M.: Fischer

Gassner, Otmar in: V#7 – Mundart
Period. Schrift des Vorarlberger Autorenverbandes,
Feldkirch

Lingenhöle, Walter/Wirthensohn Ernst (1992): Muettersproch
– Mundartdichtung des 19. Jahrhunderts aus
Vorarlberg Bregenz: Franz-Michael-Felder-Verein

Lutz, Edith und Klaus (1985): O Hoamatle! – O Hoamatle?
Gedichte in Vorarlberger Mundart 1955 –1985
Bregenz: fink's verlag

Millet, Catherine (2001): Zeitgenössische Kunst – Ausführungen
zum besseren Verständnis – Anregungen zum
Nachdenken Bergisch-Gladbach: Lübbe

Spitzer, Manfred (2005): Nervensachen – Geschichten vom
Gehirn Stuttgart: Suhrkamp

Stöckli, Rainer (1996) in: Am Rhii – Mundarttexte aus
Vorarlberg, Liechtenstein und der rheinnahen
Ostschweiz Rorschach/Dornbirn/Vaduz

Stöckli, Rainer in: V#7 – Mundart
Period. Schrift des Vorarlberger Autorenverbandes,
Feldkirch

Vallaster, Adolf (1996) in: Am Rhii – Mundarttexte aus
Vorarlberg, Liechtenstein und der rheinnahen
Ostschweiz Rorschach/Dornbirn/Vaduz

Vallaster, Adolf in: V#7 – Mundart
Period. Schrift des Vorarlberger Autorenverbandes,
Feldkirch